

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 9

Artikel: Die Ueberquerung der Anden
Autor: Fraccaroli, Arnaldo / Angst, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alter Mann.

Deine Augen schauen ruhig diese Landschaft,
Die den großen Namen „Leben“ trägt.
Leidlos gleiten deiner Blicke Zärtlichkeiten
Über Tal und Hügel, über Berg und Schlucht.
Manchen Gipfelpfad entdeckst du lächelnd wieder,

Der in deiner Brust einst Blut zu Feuer angefacht.
Doch nun liegt dies alles überwunden,
Ganz verklärt im Abendsonnenschein,
Und gelassen gehen deine müden Füße
Ihren letzten Weg allein.

Arnold Schief.

Die Überquerung der Anden.

Von Arnolbo Fraccaroli. Aus dem Italienischen übersetzt von A. Angst.

Wenn man von einer Überquerung der Anden spricht, so stellt die Phantasie gleich eine abenteuerliche, romanhafte Reise zwischen Felsen, Eis und ewigem Schnee vor Augen. Unten, in schauerlicher Tiefe das brandende, unendliche Meer — aus dem Heulen der scharfen Winde erklingen Ritornelle alter, schreckhafter Legenden.

Heute ist's anders geworden. Abenteuer, Schrecken treten zurück: wir befinden uns in einem kleinen, bequemen Zug, der uns in sanfter Steigung auf die Höhe der Cordilleren — 3205 Meter — und hernach auf der andern Seite hinunterbringt. 15 Stunden beträgt die Fahrzeit von den herrlichen Straßen Santiagos aus bis zu den fruchtbaren Weinbergen Mendozas in Argentinien. Ganz bequem betrachtet man aus den breiten Fenstern des Pullman das abwechslungsreiche, herrliche Panorama.

Noch vor 20 Jahren galt eine Reise von den Cordilleren zu den Anden als ein tollkühnes Unternehmen, heute ist der Schrecken überwunden. Ältere Leute berichten uns aus jener Zeit furchtbare Erlebnisse, wie ganze Karawanen von Reisenden mit Maultieren durch Erdbeben erschüttet wurden oder im plötzlich hereinbrechenden Zyklon den Weg verloren und elendiglich zugrunde gingen.

Auf meiner Reise im prächtigen Pullman traf ich zwei alte Herren aus Chile, die zum Zeitvertreib Episoden aus längstvergangenen Tagen aufzählten. „Ja, das war eine Zeit,“ begann der eine. „Ich habe diese Strecke wohl schon hundertmal zurückgelegt, im Winter auf dem Rücken des Maulesels, im Sommer im Stellwagen. Wir organisierten Karawanenzüge mit solcher Vorsicht und Ernsthaftigkeit, als gälte es, wildfremde Länder zu erforschen. Aus zweierlei Gründen reiste man lieber in großer Gesellschaft: erstens gab man weniger Geld aus, und zweitens fühlte man sich so sicherer, denn damals konnte man den Straßen absolute Sicherheit nicht nachrühmen. Zu den Gefahren

der Berge kam jene der Banditen, und schließlich war man ganz Sklave des Wetters. Einmal hielten uns fürchterliche Schneestürme in Mendoza, ein andermal in Los Andes fest, wiederum waren wir des Wetters wegen gezwungen, zwei volle Monate auf die Abreise zu warten! Wenn man wenigstens noch das Glück hatte, in einer der großen Städte warten zu können! Da ließ das abwechslungsreiche, rege Leben und der angenehme Aufenthalt in gutgeführten Hotels wenigstens Langeweile nicht aufkommen. Wehe aber, wenn uns der Sturm auf begonnener Reise in den wilden Bergen überraschte! Die kleinen in Stein gebauten Zufluchtsstätten konnten lange nicht alle Reisenden beherbergen, man bezog sie abwechselungsweise. Während sich die einen vor dem Unwetter im Innern einigermaßen geborgen fühlten, lehnten sich die andern, müde und halberfroren, an die Außenwände; auch die armen Maulesel standen, dicht aneinander gedrängt, im Frost draußen. Jeden Morgen fanden wir neue Erstarrte. Um die Not noch zu vergrößern, gingen uns bei langer Wartezeit oft die Lebensmittel aus, dann hörte man durch die Stille der Nacht qualvolles Rufen: „Zu Hilfe den armen verlorenen Wanderern!“

Der zweite Reisegefährte meinte: „Auch heute gibt's während der langen Wintermonate genug unliebsame Überraschungen. Oft ist die Linie infolge Lawinen wochenlang unterbrochen, oder, was noch schlimmer ist, bleibt der Zug auf einer Höhe von 2—3000 Meter im Schnee stecken. Unmöglich vorwärts und ebenso unmöglich rückwärts zu gehen. Und dann kommt der Augenblick, da man weder Holz noch Kohlen noch Lebensmittel mehr hat. Hilfe kann von beiden Hauptlinien her keine hinaufgelangen, weil die Geleise metertief unter dem Schnee begraben liegen. Es gibt nur eins: Warten, sein Los ertragen und durchhalten mit aufeinandergebissenen Zähnen!

Letztes Jahr waren zwei berühmte, dem

Theater in Santiago verpflichtete Sänger: Schipo und Schaljapin zu einer zweiwochelangen Wartezeit in Mendoza verurteilt. Von einem Tage zum andern hofften sie, weiterfahren zu können, und immer wieder mußte die Abreise verschoben werden.

Die Eisenbahn läuft mit der sehr alten Fahrstraße parallel. Sie verlast diese erst auf der Höhe von 3200 Meter. Der alte Weg führt weiter bis zu 4000 Meter, um dann den Paß zu berschreiten. Auf der höchsten Erhebung wurde vor einigen Jahren dank der Initiative glaubensstarker Frauen von Chile und Argentinien die bronzene Kolossalstatue des Erlösers, der „Christus der Anden“, errichtet. Die Eisenbahn indessen verschwindet in einem Tangen Tunnel, um auf der andern Seite wieder zum Vorschein zu kommen.

Vierzig Jahre harter Arbeit bedurfte der Bau dieser großartigen Linie, welche Chile der Vereinsamung entri. Früher brauchte man fünf Tage und ebensoviel Nächte, wie eingeschalteter Ruhetage, zur Überquerung, jetzt verreit man frühmorgens von Chile, um am späten Abend jenseits der Cordilleren, in Argentinien, einzutreffen.

Die Eisenbahn, dieser famose „Ferrocarriil Trafsandino“ oder kurzweg „Trafsandino“ genannt, legt die Strecke auf die Bergeshohe in 251 Kilometer zurück, teils mit Dampf, teils elektrisch, oder dann mit Zahnradbetrieb. Elektrisch ist die Strecke Rio Bianco bis Los Cuevas, im ganzen 40 Kilometer, während die Linie bis zu 2000 Meter ansteigt. Unzählige Bruckfen über schreckensvolle Abgründe, Täler und reiende Ströme mußten erbaut und ebensoviele Tunnels in die Felsen geschlagen werden.

Das erste Projekt tauchte 1872 nach dem glorreichen Sieg Chiles über Bolivia und Peru auf und wurde von zwei chilenischen, ihrem Ursprung nach aber englischen Ingenieuren, Don Juan und Don Mateo Clark — den Urhebern der ersten Telegraphenlinie zwischen Chile und Argentinien — ausgearbeitet. Diesen beiden kühnen Männern war es gegeben, die unendlichen Schwierigkeiten, Hindernisse und Unsicherheiten, diese Begleiterscheinungen aller großen Unternehmungen, zu überwinden und das Werk siegreich zu Ende zu führen.

Hunderte von italienischen Maurern und Handlangern waren an dem Riesenbau beschäftigt und einem Italiener, dem piemontesischen Athleten Filippo Fassi, war es im August 1905

vorbehalten, die letzte Scheidewand der beiden Tunnels zwischen Caracoles und Cuevas zu sprengen.

In den Morgenstunden steckte Santiago in einem weißen, undurchdringlichen Nebel. Auf der Station Los Andes jedoch, wo man den Zug wechselt, um den „Trafsandino“ zu besteigen, befanden wir uns schon im strahlenden Sonnenglanze.

Das Tal Aconcagua ist ein Paradies üppigster Vegetation. Herrliches Grün bedeckt die Ebene! Wiesen und Felder sind umsäumt von einer Reihe Pappeln, Buchen, Tannen und Maulbeerbäumen. Eine Unmenge Weinreben folgt, es sind die Reben des köstlichen, pikanten Weiweins von Chile, der, wie in allen Kustlandern, in merkwürdig breiten Flaschen verkauft wird. Ebenso merkwürdig findet der Konsument aber auch den Preis der Flasche. Der Wein von Chile gehört zu den feinsten, aber teuersten Weinen, wie die Lebenshaltung in Chile überhaupt sehr kostspielig ist.

Wunderbare Früchte verbreiten Goldglanz im dunklen Blattergrun. Im Gegensatz zu Argentinien ist die chilenische Landschaft außerordentlich reich an Bäumen. Eine gewisse Färbung, eine Stimmung liegt über dem Ganzen, die mich an Italien erinnerte und einem Heimwehgefuhl rief. In Kalifornien, das wie Chile von Meer und Bergen umsäumt ist, hatte ich ähnliche Empfindungen.

Die Reise von den Cordilleren zu den Anden ist von eigenartiger Schönheit. Während die Bahn den Berggrucken erklimmt, verengt sich das Tal zur Schlucht. Die alte Fahrstraße läuft neben den Geleisen und ist stellenweise ganz von Bergen eingeschlossen. Zahlreiche Wasserfälle erfüllen die Luft mit donnerndem Getöse. Stomaig ergießen sich die weischaumenden gewaltigen Massen über die Felsen, es scheint, als ob der ganze Berg heruntersturzen wollte. Der danebenfahrende Zug wird reichlich von Gischt bespritzt, eine ungeahnte Kühlung erfüllt die Wagen.

Die Luft wird oben reiner, dünner, man spürt die Region ewigen Schnees. Das Tal verengt sich zusehends. Die von der Sonne beschienenen Felswände der Schlucht Los Azules leuchten in wunderbarer Farbenpracht, bald goldig rostfarben, bald tiefblau wie der Himmel. Die Kontraste ungeahnter Farbenbrechungen eignen der Gesteinsart dieser Berge. Weit-



Гроше Сѣлѣтѣнаѣхтѣ им Ѣнгадин.

Фот. Сеуерѣтѣн, Сѣмѣтѣ.

hin gleißender Gold- und Silberschimmer — ein faszinierendes Schauspiel! —

Inmitten der majestätischen Bergwelt stößt man auf einsame, verlassene kleine Gasthäuser, die einst den Menschen und Maultieren der Karawanen als Zufluchtsstätte dienten. Die neuzeitliche Eisenbahn aber hat sie zerstört. Eigenartig wirkt ein Bergphänomen „il salto del soldado“ benannt: zwei stark überhängende, einander zustrebende Felsvorsprünge sind es, die sich gleichsam über den Talwänden die Hände reichen und wie die Pfeiler einer zerstörten Brücke aussehen.

„Kennen Sie wohl den Ursprung dieses Namens?“ — „Salto del soldado“ heißt die bizarre Formation, weil zur Zeit der Eroberung ein von den Aracani hart bedrängter und verfolgter spanischer Soldat aus der Armee Valdivia sich vor den Verfolgern durch einen Sprung von einer Bergspitze zur andern rettete. Die Gegner, ganz betäubt durch das vor ihren Augen geschehene Wunder, ließen den Soldaten unbehelligt entfliehen.“

Als ein Juwel in der hehren Bergeinsamkeit erscheint uns der kleine, blaue See „laguna del Inca“, wunderbar leuchtend in der Reinheit der zitternden Luft.

Auf der Höhe von 2000 Meter verschwinden die Bäume, der Zug ist in der Schneeregion angelangt. Wie weit weg erschienen uns von Santiago aus die Schneegipfel, und nun können wir sie fast mit Händen greifen! — Weiß, wohin das Auge schaut — wir stehen im Banne des Schnees, den die Sonne auf dieser Höhe nicht mehr schmelzen kann.

Die Eisenbahnlinie umgürtet den Berg mit vielen Spiralen und Kurven. Oft passiert der Zug Tunnel aus Holz, welche zum Schutz gegen Lawinen errichtet wurden. Die Sonne brennt an dieser Stelle unbarmherzig, kaum erträgt das ans Dunkel des Tunnels gewöhnte Auge die blendende Klarheit des Schnees. Auf einer Station, wo die Maschine frisch Wasser fassen muß, steigen wir aus und greifen den Schnee mit Händen. Er ist steinhart gefroren, und doch brennt die Sonne.

Ein Glockenzeichen: Das Frühstück ist aufgetragen. Nicht übel! Die Bergeshöhe hat unsern Appetit merkwürdig angeregt. Der diensttuende Direktor, ein Italiener, kommt auf mich zu und redet mich an: „Ihre Kameraden sollten sich bei Ihnen bedanken, zu Ihren Ehren

habe ich die Gnocchi auf piemontesische Art zubereiten lassen.“ —

Wie anders in frühern Zeiten, da die Karawanen hier durchzogen in Mühsal und Not, in tagelanger Ungewißheit! — Wir, weichgebettet in den Rissen des Pullmanwagens, vor aufgedeckten Tischchen und durch die weiten Fenster ein wunderbares Panorama genießend, müssen uns des Vergleiches beinahe schämen. Auch die Anden sind bezwungen. Wenn ich bei dem fast 7000 Meter hohen Aconcagua vorbeikomme, bin ich geneigt, ihn um Entschuldigung zu bitten für meinen Mangel an Respekt und Ehrfurcht.

Indessen ist ein Alarm im Zug entstanden. Auf der Station Caracoles war ein chilenischer Polizist eingestiegen. Wir nähern uns der argentinischen Grenze und müssen uns den Zollformalitäten unterziehen. Der Gendarm benachrichtigt die Zuginsassen: „Wer Argentinien mit Obst betritt, muß Zoll entrichten.“

„Bezahlt man da viel?“

„Genug,“ lautet die lakonische Antwort.

Von allen Seiten Überraschungsrufe. Man muß nämlich wissen, daß heute Morgen bei den Stationen Los Vegas und Los Andes fast alle Reisenden sich mit den von Bäuerinnen angebotenen Fruchtkörbchen versehen hatten! So waren wir ganz beladen mit „frutilla“ und „chirinoas“, einer wunderbaren, köstlichen Frucht, die in Argentinien schwer zu finden ist. Die Zollankündigung, vorab die damit verbundene Unannehmlichkeit, veranlaßt zwei argentinische Damen, mit den Provisionen aufzuräumen. Lieber Verdauungsstörungen als Zoll! Die andern Reisenden folgen ihrem Beispiel. Der ganze Zug schmauß „frutilla“ und „chirinoas“. Der Vorrat erweist sich als ganz außerordentlich, denn viele Leute haben überreichlich Früchte eingekauft, um ihren Freunden in Argentinien bei ihrer Ankunft eine Freude zu bereiten. Aber jetzt gibt's keine Freunde, nur Zoll. Wer mit seinem Proviant nicht selbst fertig wird, beschenkt seinen Nachbarn, ja beschwört ihn eigentlich: „Essen Sie doch, die Früchte sind wunderbar saftig! Der chilenische Gendarm bekommt lauter gehäufte Körbchen. Er geht damit in einen andern Wagen, kehrt zurück und verproviantiert sich aufs neue. Alles schmauß, lacht, verschwendet. An der argentinischen Grenze sodann vernimmt man, daß unser Obst zollfrei durchgegangen wäre! — O, du Schlaumeier von Polizist! —

Immer mehr bin ich davon überzeugt, daß „Chirinoas“ ihm trefflich gemundet haben. —

Jetzt sind wir auf 3205 Meter, dem höchsten Punkt der Überquerung. Gleich nach der Station Frontera fuhr der Zug in einen 5 Kilometer langen Tunnel, der den Berg durchschneidet. Zum letzten Male grüßte ich Chile und den stillen Ozean. Wenn der Zug auf der andern Seite herauskommt, befinden wir uns schon auf argentinischem Boden, über dem atlantischen Ozean. Die elektrischen Lampen im Tunnel brennen, wir warten auf das Signal, das

uns die Ankunft in Argentinien ankünden wird, denn die Grenze ist in der Mitte des Berges. Horch, jetzt ertönt das Glockenzeichen! — „Hoch Chile!“ — „Hoch Argentinien!“ — Alles wartet ungeduldig auf Sonne und Licht. Langsam fährt der Zug auf der andern Seite herunter, durch die fruchtbaren Weingärten von Mendoza.

Hoch über uns, auf 4000 Meter Höhe, erscheint der „Christus der Anden“ im blendend weißen Schnee unter tiefblauem Himmel und segnet die Welt.

Gespenster im Rotthal.

Nach F. S. Romang (1830—1884).

Gegen 9000 Fuß (zirka 2750 Meter) über dem Meeresspiegel, zwischen der Jungfrau und der Ebnefluh, liegt ein kesselförmiges, vergletschertes Hochtal, das Rotthal geheißen. Senkrechte Felswände schließen es von allen Seiten ein. Wildzerrissene Gletscher steigen zwischen ihnen herab und füllen die unergründeten Tiefen, übereinandergestürzte Steinmassen liegen hie und da auf dem Eise zerstreut und bedecken weite Felder. Gegen Norden, wo das Tal sich etwas öffnet, erblickt das Auge den Tschingelgletscher in der Tiefe, die Spitze des Doldenhorns, der Blüemlisalp und des Gspaltenhorns sich gegenüber. Der Himmel bald blau und rein, bald in drohende Wetterwolken gehüllt, scheint dort auf den höchsten Spitzen der Uralten wie auf Säulen zu ruhen. Dieses Gletschertal ist weit ins Land hinaus, bis ans Ufer der Neufz wie der Aare, verrufen, als der Sitz wüster, böser, verbannter Geister, der sogenannten grauen Talherren. Verächtigte Hexenmeister, sogenannte „Strüdel“, haben zu verschiedenen Zeiten die Gespenster hinauf ins Rotthal verbannt, wenn etwa dieselben in zerfallenen Burgruinen, auf Wegen und Feldmarken herumspukten, zwei Haupt Vieh in eine Kette zusammen bannten oder in anderer Weise den Leuten Leid wercheten.

Im Berner Oberland waren der Stufensteintoni und der Gunten-Josi solche Hexenmeister. Dem Gunten-Josi haben die Gespenster aus den Tälern von Lauterbrunnen und Grindelwald in Gestalt eines kohlschwarzen, drolligen Böckleins in das vergletscherte Tal hinauf nachlaufen müssen. Wenn dann mit dem Zauber unbekannte Leute das hübsche, lustige Tierlein von ungefähr haben streicheln wollen, da hat

der Gunten-Josi immer mit dem Finger gedroht und gesagt:

„Nit, nit! strich mer d's Böckin nit,
Wenn d' nit selber ins Rotthal witt!“

Aus dem Emmental führte der Mühle-Seiler ganze Truppelten Geister hinauf ins Rotthal. Sie schwebten in Menschengestalt hinter ihm her, jedoch ohne den Boden zu berühren. Wenn dann der Mühle-Seiler so mit einer Schar Geister nachts daherkam, so trug er immer den Hut unter den Armen. Begegnete ihm alsdann etwa ein Mensch, so sagte er geheimnisvoll zu ihm: „Sit so gut und geit uf d'Site, es chömet da Herre“. Dann hörte man ein Geräusch, als wenn eine Schar Pferde dahertrampelten. So erzählt noch jetzt in Signau hie und da ein altes Mütterchen den Großkindern vom berühmten Mühle-Seiler.

Aus dem Saanenland hat der Gunten-Josi die schönen Mädchen mit den falben Trüttschen (Böpfen) unter durchdringendem Jammern und Wehklagen hergeführt, bei welcher Gelegenheit der Geltenschuz, der sich sonst hell und klar wie ein Silberband über die dunklen Flühe herabstürzt, fahl und sogar blutrot geflossen sei. Daher ruft man noch jetzt im Saanenlande den lärmenden und ungehorsamen Kindern zu: „Du wirsch ins Rotthal wollen zu den falbharrigen Mädchen“, oder: „Der Gunten-Josi muß dich noch ins Rotthal führen.“ Wenn dann schwarze Wetterwolken die Häupter des Hochgebirges umhüllen und feurige Blitzeschlangen aus ihrem dunkeln Schoße zucken, wenn der Geltenschuz von Ton und Erde geschwängert gelblich und rötlich, einem Blutstrom ähnlich, über die Felswände herniederbraust, dann sagen die Leute erschrocken im Saanenental: „Horch,